

VOLKSFRÖMMIGKEIT UND LITURGIE

(Fortsetzung und Schluß)

III. DIE BERECHTIGUNG DER VOLKSFRÖMMIGKEIT

I. Segen und Fluch der Tradition

Die traditionsgeprägte Gesellschaft ist zwar unwiderbringlich dahin. Trotzdem wird auch heute noch der Mensch, der sein Leben möglichst bewußt und originell gestalten will, von unzähligen alten und neuen Traditionen beeinflusst. Sogar die menschenfeindliche Fabrik wurde rasch mit einem Geflecht gesellschaftlicher Traditionen und Verhaltensweisen überzogen.

Dieser Traditionalismus geht auf ein elementares Bedürfnis des Menschen nach einem sichernden Ordnungsgefüge zurück. Sogar die Wirtschaftswissenschaft anerkennt die Werte der traditionellen Ordnung. So schreibt Wilhelm Röpke: „Die Wahrheit lautet, daß der Mensch seiner Natur nach ein ganz elementares Bedürfnis nach „Einbettung“, „Bindung“ und „Verwurzelung“ empfindet und auf die Nichtbefriedigung dieses Bedürfnisses früher oder später – und eher früher als später – in einer Weise reagiert, die im einzelnen nicht voraussehbar ist, aber auf alle Fälle heftig und negativ sein wird. Seine geistig-moralische Existenz hängt von dieser Einordnung in Umstände ab, die ihn über sich selbst hinausführen, von allem, was ihn zu einem Menschen macht, der an diesem Ort und in dieser Familie geboren ist, der an diesem Ort und zu dieser Zeit lebt, der mit seiner Geburt und seiner Jugend alles übernimmt, was wir als Überlieferung, als Geschichte im weitesten Sinn bezeichnen⁴⁶⁾.“

Die moderne Medizin übersieht die Werte der Traditionsbindung ebenfalls nicht: „Arnold Gehlen nannte die Tradition die Grundlage nervöser Gesundheit. Ein Fundament, das man nicht täglich neu in Frage stellen müsse, sei eine ungeheure seelische Entlastung⁴⁷⁾.“

Wie sehr sich sogar bei den Kommunisten die Einstellung gegenüber der Tradition geändert hat, geht aus einem Artikel der ungarischen Zeitung „Nepszabadsag“ über die Ausschreitungen der „Roten Garde“ in China hervor: „In China, das bisher immer Sinn für das Familienleben und die Tradition gehabt hat, kann man es nun erleben, daß unverantwortliche Jugendliche öffentlich alte Leute demütigen unter dem Vorwand, daß sie Ideen einer überlegten Epoche nachhingen oder daß ihre Kleider den revolutionären Zuschnitt vermissen ließen⁴⁸⁾.“

⁴⁶⁾ Wilhelm Röpke, „Verwurzelung“, in „Gewerbliche Rundschau“ 10 (1965), I f.

⁴⁷⁾ W. Krüger, Die Psyche des Menschen in der Beanspruchung durch die heutige Zeit, NZZ 1965/4902,3 – Der bekannte Bannerträger des „Humanismus“, Gerhard Szczesny, schreibt ähnlich: „Der Mensch bedarf, um menschlich unter Menschen zu leben, des Einbezogenenseins in gemeinsam übernommene Vorstellungs- und Verhaltensweisen. Jeder Versuch, die Zukunft vorwegzunehmen und eine radikale und totale „Entscheidung“ herbeizuführen, zerstört das vielschichtige und empfindliche Gewebe der zwischenmenschlichen Beziehungen. Ein humaner Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung ist nur gewährleistet, wenn der Fortschritt nicht als eine Folge von revolutionären Zerreißproben, sondern als ein äußerst komplexer, progressiver, konservativer und regressiver Tendenzen zugleich enthaltender evolutionärer Prozeß verstanden wird. . . Gerade die pluralistische Gesellschaft muß . . . , um nicht auseinander zu fallen, durch alle Lebensbereiche hindurch für den Bestand einer optimalen Summe von allgemeinverbindlichen Prinzipien und Gewohnheiten sorgen.“ (in „Weihnachten heute“, Laacher Hefte Nr. 39, Maria Laach 1966, S. 103)

⁴⁸⁾ Agence France Presse 5. Sept. 1966

Papst Paul VI. beklagte in einer Ansprache an die XVI. Italienische Studienwoche für seelsorgliches Aggiornamento, daß manche sich verleiten ließen, „höchst respektable Gewohnheiten der Frömmigkeit und des kirchlichen Brauchtums, die bis gestern verdienstermaßen in Ehren gehalten worden waren“, zu mißachten.

Erfreulicherweise hat sich unlängst auch einmal ein prominenter Theologe mit der religiösen Volkstradition auseinandergesetzt. Alois Winklhofer schreibt: „Traditionen sind Dokumente der Geschichte, am Leben gebliebene Vergangenheit... Traditionen sind Klammern, die Menschen einer gemeinsamen Geschichte zusammenhalten. Sie besitzen eine normierende und regulierende Kraft, sie verpflichten und verbinden. Wenn sie gut sind, ist das eine positiv zu bewertende Funktion⁴⁹⁾.“ Aber er fügt gleich bei: „Es ist klar, sie dürfen sich nicht gegen den Sinn des Lebens, das sich ständig fortentwickelt, auswirken und diese Fortentwicklung nicht blockieren. Sie dürfen eine der Zeit angepaßte Erneuerung des Lebens... nicht hemmen und aufhalten. Das Hergebrachte, das Überkommene, das Überlieferte muß am geschichtlichen Wachstum und an geschichtlichen Entwicklungen teilhaben und daran gewähren.“

Die Tradition ist geschichtsfeindlich. Sie neigt zur Stagnation und entartet nur zu leicht zur leeren Hülse. In Wirtschaft und Wissenschaft kann die Tradition zu unheilvollen Verkalkungen führen. Die traditionellen Formen und Formeln erlangen magische Gewalt, eine unantastbare „Gestaltheiligkeit“⁵⁰⁾. In Wirklichkeit ist aber der Glaube nie identisch mit bestimmten Religionsformen. Sie können eine Chance für den Glauben, eine Brücke zum Glauben, aber auch eine Barriere sein. Der Beichtvater kann immer wieder feststellen, wie sich die Pönitenten ängstlich an Einleitungs- und andere Formeln klammern und sie unter Umständen so lange wiederholen, bis sie ihnen richtig gelungen sind. Und gewisse in der Jugend angelernte Beichtschemata werden noch im Alter reproduziert, obwohl sie sich längst nicht mehr mit dem seelischen Leben des Pönitenten decken. Die neueren Beichtspiegel haben wenigstens den Vorteil, daß sie auf die sittlichen Verpflichtungen des modernen Lebens aufmerksam machen. Auch der traditionelle Beichtgang zu bestimmten Gelegenheiten ist fragwürdig⁵¹⁾.

Papst Paul VI. verwahrte sich in der oben erwähnten Ansprache nicht nur gegen die Verachtung der Tradition, sondern auch gegen die Verkalkung des religiösen Lebens, gegen jene, „die in den Gewohnheiten der Vergangenheit weitermachen, als ob die Traditionen unantastbar seien“. Bereits haben sich in Amerika und anderswo organisierte Gemeinschaften von „Traditionalisten“ gebildet. Aber die Entwicklung des Lebens steht nie still, und die religiösen Formen müssen sich ihr anpassen. Dozent Helmut Weber wies auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim auf die Veränderlichkeit der Gewissensnormen hin, die nicht zeitloser Ausdruck einer ewig unwandelbaren Ordnung seien. „Auch sittliche Normen können der Veränderlichkeit unterworfen sein. Es gibt eine Begrenztheit in der Erkenntnis und in der Formulierungskraft. Wie es Fortschritte gibt, so sind auch Rückschläge möglich. Allgemein ist das sittliche Bewußtsein gewachsen. Fortschreitende Erkenntnis bedeutet eine Veränderung der Norm. Sie ist jedoch nicht als Produkt der

⁴⁹⁾ Tradition und Brauchtum im neuen Dorf, in „Das Dorf“ 17 (1965), 128

⁵⁰⁾ Vgl. L. Schmidt, Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos, Wien 1952

⁵¹⁾ Vgl. Helmut Blasche, Andachtsbeichte oder offener Bußgottesdienst? in „Der Seelsorger“ 36 (1966), 260 ff.

Gesellschaft zu sehen, der Mensch findet sie vielmehr als Gesetz seines Handelns vor. Er erschafft sie nicht, er erspürt sie⁵²⁾."

Und Papst Johannes XXIII. forderte in der Eröffnungsansprache zum 2. Vatikanischen Konzil eine Anpassung der sprachlichen Formulierung der Glaubenswahrheiten an die „Sprache des heutigen Denkens“. „Man muß die Substanz der alten Lehre des Glaubensschatzes von der Formulierung ihrer sprachlichen Einkleidung unterscheiden⁵³⁾." Das Dekret des 2. Vatikanischen Konzils „Über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens" bestimmt: „Die angepaßte Erneuerung des Ordenslebens umfaßt sowohl die ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Ursprungsgeist der einzelnen Institute, wie auch deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse⁵⁴⁾." All diesen Äußerungen ist die Sorge gemeinsam, daß das Leben nicht durch eine versteinerte Tradition erdrückt werde.

Es war immer wieder der „große Einzelne“, der die menschliche Gesellschaft vor der Erstarrung bewahrt hat: „Was wäre die Menschheit ohne die großen Einzelnen, die schöpferischen Naturen, die Revolutionäre⁵⁵⁾!" Das Leben benötigt den „traditionalen Konformismus" als Ordnungsmacht, aber auch den schöpferischen — nicht epigonenhaft konformen! — Nonkonformismus als Entwicklungselement. Auf der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft vom Sommer 1966 in Genf wurde mit Recht betont, daß das Christentum eine revolutionäre Religion sei. „Christliches Denken richtet sich grundsätzlich nach vorn, nach oben aus⁵⁶⁾."

2. Gemeinschaftszwang und Mündigkeit

Wer sich nicht an das hält, was „Brauch und Mode ist“, wird in der Gesellschaft unmöglich, wenn sich auch heute der Zwang gelockert hat oder wenigstens mehr Möglichkeiten zur Wahl stehen. Aber dieser „Konformismus" bietet auch gewaltige Vorteile. Er ist ein Schutz des Lebens. Ein moderner Psychologe gibt zu bedenken: „Selbstsein bedeutet nicht so etwas wie selbstbezügliches oder selbstisches Wesen. Das Selbstsein im fundamentalen Sinn bildet keinen Gegensatz zum Miteinandersein, sondern macht dieses seinerseits gerade möglich⁵⁷⁾. „Wenn der Einzelne sein Leben von Grund auf völlig selber gestalten müßte, würde er wohl bald in der Heilanstalt landen, er wäre überfordert. Wer schon in Krankheit und Ermattung vom gemeinschaftlichen Gebet getragen wurde, weiß um die Werte des religiösen „Konformismus". Es sind in den letzten Jahren eine Reihe von Institutionen entstanden — wie die „Dargebotene Hand" in der Schweiz und die „Telephon-Mission" in Deutschland —, welche dem Menschen aus seiner seelischen Vereinsamung heraus helfen wollen.

Die selbstverständliche Art, in der man heute die „Mündigkeit" des Menschen fordert, stimmt bedenklich. „Wir finden, in einer Zeit, die von heim-

⁵²⁾ KIPA 7. Sept. 1966

⁵³⁾ Übersetzung der „Schweizerischen Kirchenzeitung" 130 (1962), 499. — ⁵⁴⁾ Nr. 2

⁵⁵⁾ Karl Meuli, in: Johanna Von der Mühl, Basler Sitten, Basel 1944, 8

⁵⁶⁾ Referat von Vitali Borovoj, KIPA 21. Sept. 1966 — „Wenn farbige Christen eine „Theologie der Revolution" verlangen, darf man sie nicht falsch verstehen: Eine Bekehrung in Christus bedeutet eine ständige Revolution gegen den eigenen alten Adam" (J. Rossel in „Basler Nachrichten" 1967/21, 25). — In seiner Neujahrsansprache an das diplomatische Korps vom 7. Januar 1967 distanzierte sich Papst Paul VI. davon, das Christentum als Motor für politische Revolution zu betrachten (KIPA, 7. Jan. 1967).

⁵⁷⁾ Wilhelm Keller, Das Problem der Willensfreiheit, Bern 1965

licher Kriegsfurcht geschüttelt wird, sollte man mit der kollektiven Proklamierung des mündig gewordenen Menschen zurückhaltender sein, vor allem auch unter den Vertretern jener Institutionen, die Bewahrer und Verkünder des evangelischen Auftrages sind, der Kirchen“, gibt der Basler Kulturkritiker Peter Dürrenmatt zu bedenken⁵⁸). Geht aus unserer Schulbildung – oft sogar auf den Hochschulen – tatsächlich mehr hervor als ein Sammelsurium halbverdauter Wissensbrocken? Und wird nicht sogar der überlegteste Politiker, Wirtschaftsfachmann und Wissenschaftler von unzähligen Umweltseinflüssen gehoben und geschoben? Doch die Weiterentwicklung der Industriegesellschaft ist tatsächlich auf die Mündigkeit möglichst Vieler mindestens auf einigen Gebieten angewiesen. Die traditionale Gemeinschaftslenkung müßte versagen, so wie die tradierte Wirtschaftsweise nicht mehr genügen kann und der rationalen weichen mußte. Und das Beispiel mancher Demokratien zeigt doch, daß die staatsbürgerliche Mündigkeit wenigstens in etwa erreichbar ist.

Aber wohl auf keinem Gebiet gehört das Mündigwerden des Menschen dermaßen zu den großen Aufgaben von heute wie im Glaubensleben. Nicht nur, weil der Gläubige nicht mehr „in geschlossener Formation“ sondern in der Diasporasituation lebt, vielmehr weil es die Personwürde des Menschen erfordert. „In der Gewissensfreiheit kommt die Vollendung der Person zum Ausdruck⁵⁹).“ Im Falle eines Dienstverweigerers aus Gewissensgründen beanstandete das schweizerische Divisionsgericht 6 wohl zu Recht: „Daß er sich den Zeugen Jehovas angeschlossen hat, ist offenbar in erster Linie auf eine Familientradition zurückzuführen . . . es sei keine „schwere Furcht für das Heil seiner Seele“ gewesen, die ihn bedrängt und zur Ablehnung des Militärdienstes veranlaßt hatte . . . Der Angeklagte hatte sich die Lehre seiner Eltern zu eigen gemacht, ohne sich mit diesem Glauben auch als Staatsbürger kritisch und gründlich auseinanderzusetzen⁶⁰).“

Glaubenskurse, theologische Volkshochschulen und weitere Institutionen wollen möglichst weite Volkskreise zur religiösen Mündigkeit führen und bestimmen heute das katholische Volksleben mit. Man sollte sich zwar keine Illusionen darüber machen, daß von hier – und selbst aus Priesterseminarien – nicht einfach Klischees „auf höherer Ebene“ mitgenommen werden. Aber für manche mögen solche Kurse und die Lektüre der heute auch für breitere Kreise reichlichen theologischen Literatur doch zum Anstoß für ein mündiges Christentum werden. Auch die bischöflichen Hirtenbriefe sollten hier gleichziehen und mehr als es bisher geschieht zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit dem Glauben anleiten.

3. Glauben und Sicherheit

In den Vorschlägen eines Arbeitskreises der Studierenden Jugend Österreichs an die Wiener Diözesan-Synode heißt es: „Alles, was Anlaß zu abergläubischen und magischen Vorstellungen geben könnte – z. B. Tier- und Autosegnungen – sollte unterbunden werden⁶¹).“ Damit ist auf das Problem der „Sekuritätsbräuche“ angespielt, von denen wir bereits sprachen. In diesem Zusammenhang sei auf eine Ansprache Papst Paul VI. vom Sommer 1966 hin-

⁵⁸) Über die Mündigkeit, in „Basler Nachrichten“ 1965/162, 5

⁵⁹) Alois Sustar, Die Gewissensfreiheit des Christen, in „Schweizer Rundschau“ 64 (1965), 214

⁶⁰) Die Motive der Dienstverweigerer, NZZ 1966/3593, 7

⁶¹) KIPA 8. Sept. 1966

gewiesen, in der er sagte, „die Kirche, die christliche Religion sei keine Versicherungsgesellschaft des irdischen Lebens⁶²⁾.“ Andererseits gibt es in der Liturgie zahlreiche Gebete um den Schutz nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes. Diese Dialektik läßt sich nicht einfach einebnen. Aber es gibt doch Bräuche, welche einer magischen Sekuritätssicherung bedenklich nahe kommen. So einer der am weitesten verbreiteten heutigen religiösen Bräuche, die modernisierte Form der Christophorus-Verehrung in der Form von Autoplaketten und Anhängemedailen. Dies sollte nicht noch von kirchlichen Institutionen gefördert werden. So gibt z. B. eine Missionsorganisation medizinische Ausweiskarten mit dem Bild des hl. Christophorus heraus⁶³⁾. Sympathischer ist der von der gleichen Institution geförderte „Kilometer-Rappen“. Für jeden unfallfrei gefahrenen Kilometer soll in Dankbarkeit das Opfer eines Rappens gebracht werden. Zu diesem Zweck stehen in den Autos eigene kleine Sparbehälter im Gebrauch. Der Christophorus-Kult schleppt leider einen zweifelhaften Mythos weiter. Da bewies jener Walliser Pfarrer Mut, der sich weigerte, am Hubertusfest die traditionelle Segnung der Pferde und Hunde vorzunehmen. „Es handelt sich um ein folkloristisches Fest“, erklärte er, „und das Patronat des hl. Hubertus ist sehr umstritten⁶⁴⁾.“ Der weltweite Brauch, den hl. Antonius von Padua um das Wiederbringen verlorener Gegenstände zu bitten, geht ebenfalls auf ein fragwürdiges Patronat zurück, das durch einen Abschreibefehler im „wundertätigen“ Responsorium „Si quaeris miracula“ entstand⁶⁵⁾.

4. Museum und Sekte

Winklhofer fordert mit Recht eine „Entrümpelung“ jenes Brauchtums, das keine wirkliche Funktion mehr erfüllen kann und nicht mehr gemeinschaftsbildend wirkt⁶⁶⁾. Die Pfarrei Rapperswil zog die entsprechenden Konsequenzen, als sie die Bittgänge nach Jona und Bußkirch einstellte.“ Der Verkehr auf unseren Prozessionswegen hat eine solche Mächtigkeit . . . angenommen, daß in der Unruhe und in dem Lärm . . . die pflichtige innere Haltung der Großzahl der Prozessionsteilnehmer, vor allem der Jugendlichen, nicht mehr möglich ist. Auch die starken Verkehrsstörungen, die herbeigeführt werden, dürfen nicht übersehen werden. Ohne die genannte innere Haltung bricht aber im Prozessionsgang das Primäre, das Grundlegende und Beseelende. Darum verzichten wir in Zukunft auf diese Form des Gottesdienstes⁶⁷⁾.“

Sicher ist ein Brauch nicht einfach deshalb abzulehnen, weil er nur noch für eine Teilgruppe der Pfarrei, etwa die bäuerliche Bevölkerung, eine innere Funktion erfüllt. Der Brauchpluralismus verschiedener Gruppen ist durchaus berechtigt, und man sollte allseits Toleranz üben. Auch können Traditionen einer Gruppe als Repräsentationsbräuche die ganze Gemeinschaft zusammenhalten. Sobald ein Brauch jedoch zu sehr nach „Folklore“ riecht oder den Charakter eines Schaubrauches — wenn Zehntausende die Fronleichnamsprozession säumen! — oder einer Touristenattraktion annimmt, so wirkt er museal. Wenn die Religion aber, wie in vielen Filmen der letzten Zeit, als museales Requisit angesehen wird, so schwindet ihre Strahlungskraft. Karl Rahner machte auf dem Nordischen Katholikentag darauf aufmerksam, daß die Kirche soziologisch

⁶²⁾ KIPA 3. Sept. 1966

⁶³⁾ „Vaterland“ 1966/175, 5

⁶⁴⁾ KIPA 24. Aug. 1966

⁶⁵⁾ Schauerte, Heiligenverehrung (s. Anm. 12), 120 f.

⁶⁶⁾ Wege zum erneuerten Brauchtum, in „Das Dorf“ 18 (1966), 1

⁶⁷⁾ „Rheintaler Volksfreund“ 1966/88,2

gesehen in den Status der Sekte geraten sei. Deshalb müsse alles „Zopfge, Prüde und Muckerische“ aus dem Gottesdienst und Gemeinschaftsleben entfernt werden⁶⁸). Und in einer Diskussion über das Priesterkleid schreibt ein englischer Geistlicher: „Wir dürfen bei der jungen Generation nicht den Eindruck erwecken, die Kirche sei etwas, was der Vergangenheit angehört. Unsere Geschichte ist so lang, und viele unserer Einrichtungen sind so alt, daß die Kirche ohnehin schon Gefahr läuft, als Museum zu erscheinen. Deshalb müssen wir alles in unserer Gewalt stehende tun, um in Dingen, die wir heute frei gestalten können, das altmodisch anmutende Bild der Kirche zurechtzurücken⁶⁹).“

5. Ökumenische Haltung

Daß heute volksreligiöse Formen mit antikonfessioneller Spitze keine Daseinsberechtigung mehr haben, liegt auf der Hand. Alpsegen, Passionsspiele^{69a}) und Religionsbücher wurden erfreulicherweise revidiert. Nur die Freimaurer scheinen noch als letztes Freiwild frommer Schauerromantiker übriggeblieben zu sein!

Selbstverständlich heißt aber Ökumenismus nicht, daß die Konfessionen auf typische Lebensäußerungen, etwa die Fronleichnamsprozession, verzichten müßten. Doch sollte ihnen jeglicher Anschein einer aufdringlichen Demonstration der Glaubensunterschiede genommen werden. Mit Recht legt man deshalb heute bei der Fronleichnamfeier größeren Wert auf die öffentliche Eucharistiefeier als auf die Prozession.

Im übrigen herrsche eine echte Toleranz auch gegenüber den verschiedenen ausgeprägten Traditionen der verschiedenen Religionsgemeinschaften, ob sie nun mehr farbig oder mehr nüchtern seien. Wenn es in einer katholischen Zeitung heißt, „Der Schmuck des Gotteshauses gehört wesentlich zum katholischen Kirchenraum⁷⁰)“, so ist dieses „wesentlich“ doch wesentlich übertrieben! Falls sich die Wiedervereinigung in der Form der kooperativen Einigung der evangelischen Kirchen mit der katholischen ereignen sollte, so hätten selbstverständlich auch die evangelischen Volkstraditionen ihr volles Existenzrecht in der katholischen Mannigfaltigkeit⁷¹).

Ökumenismus sei hier im weitesten Sinne verstanden. Die ökumenische Einstellung erfordert auch eine Ausweitung der oft nur auf das eigene Seelenheil oder auf die eigene Pfarrei ausgerichteten Volksfrömmigkeit auf die weltumspannenden Aufgaben der Christenheit. Es ist erfreulich, daß Aktionen wie „Misereor“ und „Adveniat“ in Deutschland und die „Fastenopfer“ in der Schweiz und Österreich mit all ihren Manifestationen in der Öffentlichkeit (Plakate, Aushängeschilder, Werkmappen, Funksendungen usw.) das religiöse Volksleben schon weitgehend umgeprägt haben.

6. Religio semper reformanda

Die Volksfrömmigkeit ist eine Form der „Religion“ im Sinne der Theologie Karl Barths, d. h. ein menschlicher Versuch, den Glauben auszudrücken. Was Werner Ross über die Dialektik von Geist und Gesetz im Christentum feststellt, gilt auch für alle „Religion“ insgesamt: „Die Dialektik von Geist

⁶⁸) KIPA 19. Juni 1966. — ⁶⁹) in „Diakonia“ 1 (1966), 165

^{69a}) Eine heftige Diskussion bewegt sich gegenwärtig noch um Oberammergau. Vgl. „Die Sache mit dem Gelübde“. KIPA 24. Dez. 1966

⁷⁰) „Die Ostschweiz“ 1966/204, 1

⁷¹) Evangelisch-katholische Unionskirche? KIPA 27. Juni 1966

und Gesetz — von Paulus, dem vom Gesetz Befreiten, mit aller Wucht zugunsten des Geistes ausgespielt — ist zweischneidig: der Geist verflüchtigt sich ohne Form, die Form entleert sich vom Geist. Das Wunder der Erscheinung Christi besteht nicht wesentlich darin, daß er einer der großen Verinnerlichter war — das waren auch Sokrates und Buddha, das waren auch die Propheten —, sondern darin, daß er die Spannung zwischen Geist und Gesetz, die allgemeines Menschenlos ist, in seiner Person auflöste. Er verachtete die Zeichen und Wunder und tat sie, er erfüllte das Gesetz und hob es auf, er verkündete den Primat der Gesinnung und schuf doch ein neues Ritual⁷²⁾).

„Die Form entleert sich vom Geist . . .“ In der Volksfrömmigkeit ist deshalb eine ständige Vergeistigung erforderlich, nicht im Sinne einer Rationalisierung, sondern der stetig neuen Durchdringung mit dem Pneuma. Obwohl Bischof Christianus Caminada der Volkstradition fast romantisch-schwärmerisch zugehen war, schrieb er doch: „Es mag sein, daß am Brauchtum manches muffig und unverständlich geworden ist. Man lasse die rechte Frühlingsluft geistreich religiöser Begeisterung hineindringen. Was wertlos ist, möge weggefeigt werden⁷³⁾.“ Wie die gesamte Kirche, so ist auch die Volksfrömmigkeit eine „semper reformanda“, gemäß der fortschreitenden Glaubenserkenntnis. „Wir Geistlichen haben mehr als bisher das Volk darüber aufzuklären, was wesentlich und was unwesentlich ist, und wo die Akzente liegen⁷⁴⁾.“

Man wird nicht darum herumkommen, gewisse Dinge „abzuschaffen“ oder zu verbieten. Aber im allgemeinen wird eine beharrliche Aufklärung wirksamer sein und manches Überlebte eines natürlichen Todes sterben lassen. Eine gewisse Vorsicht drängt sich auch deshalb auf, weil der christliche Glaube zwar theoretisch rein dargestellt werden kann, praktisch aber überall mit Schlacken durchsetzt ist. Nur zu leicht wird mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerissen!

Im übrigen sollte man sich vor dem Mißverständnis hüten, Individuum und Person, individuelle und persönliche Frömmigkeit gleichzusetzen. Eine Persönlichkeit ist ein in der Gemeinschaft verankertes Individuum. Hans Küng betont zurecht: „Religion des Menschen, der wesentlich Gemeinschaftswesen ist, ist nie nur ein individualistisch-subjektivistisches Tun in einer rein privaten Innerlichkeit, sondern ist immer ein Tun in einer bestimmten sozialen Verfaßtheit, das heißt in der Form einer bestimmten Religion, einer konkreten religiösen Gemeinschaft⁷⁵⁾.“ Man sollte endlich die Verwechslung der Begriffe „privat“ und „persönlich“ vermeiden und nicht immer wieder dem liturgischen Gebet das „persönliche“ Gebet gegenüberstellen! Die persönliche Frömmigkeit des mündigen Christen setzt allerdings die *freie und verantwortliche Anerkennung* der kirchlichen Gemeinschaft, ihrer Ausdrucksformen und Traditionen voraus^{75a)}.

⁷²⁾ „Zwischen Geist und Gesetz“, in „Rheinischer Merkur“ 1954/42,7

⁷³⁾ Zeitseelsorge (s. Anm. 2), 125

⁷⁴⁾ Georg Staffelfach, Feiertage abschaffen? in „Vaterland“ 1966/184,9

⁷⁵⁾ Christenheit als Minderheit, Einsiedeln 1965, 44

^{75a)} Wir meinen damit genau dasselbe wie Karl Rahner, der in einem Referat in der Katholischen Akademie in Bayern „von der Kirche forderte, sie solle den Mut zum Übergang von einer institutionalisierten Volkskirche zu einer *Gemeindekirche als Gemeinschaft der persönlich Glaubenden* und ernsthaft christlich Lebenden haben“. Vgl. „Rahner fordert Mut zur Gemeindekirche“, KIPA 1. Nov. 1966. — Neben den kirchlichen Vereinen haben im übrigen heute auch die lockeren „Gruppen“ ihr Daseinsrecht. „In vielen Pfarrgemeinden sind freie Arbeitsgemeinschaften gebildet worden, zu denen alle Interessenten eingeladen werden. Auf diese Weise kommen auch die Katholiken zu Wort, die keinem Verband angehören, so-

IV. VERFLECHTUNG VON VOLKSFRÖMMIGKEIT UND LITURGIE

Die Liturgie hat mit der Volkfrömmigkeit vieles gemein, vor allem die Gemeinschafts- und Traditionsprägung. Wie zwischen Hochkultur und Volkskultur eine beständige Wechselwirkung besteht, so auch zwischen Liturgie und Volksreligion. Die Liturgie ist jedoch viel mehr durch die „normative Macht“ des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes gebunden und geprägt als die Volksfrömmigkeit. Doch haftet die ganze Problematik des volkstümlichen Glaubenslebens über weite Strecken auch der Liturgie an. Wir verzichten aber darauf, schon Gesagtes zu wiederholen und beschränken uns auf einige besondere Aspekte der Liturgie in ihrer Beziehung zur Volksreligion.

1. Volksliturgie oder „Rankenwerk“?

Wie sich die Hochkultur und die Volkskultur im Westen nach dem Humanismus getrennt haben, so lebten sich seit dem Hochmittelalter auch die Liturgie und die Volksfrömmigkeit auseinander. Gerade die Widerstände gegen die Einführung der Volkssprache in der Liturgie haben allerdings gezeigt, daß auch die lateinische Klerusliturgie irgendwie volkstümlich und zum Heimatraum geworden ist, wenn auch nur rezeptiv und passiv. Die aktive Volksfrömmigkeit überdeckte die Meßfeier mit Rosenkranz und Meßandachten und schuf ein üppiges „Rankenwerk⁷⁶⁾“ von frommen Bräuchen rund um die Liturgie herum. Der „Segen“ mit hundert und mehr Kerzen wurde wichtiger als die Messe mit zwei Kerzen.

Die Einführung der Volkssprache hat nun die Wege zu einer lebendigen Wiederbegegnung des Volkes mit der Liturgie geöffnet. Allerdings muß die liturgische „Vulgärsprache“ erst noch geschaffen werden. Dazu müssen viele Texte neu geformt werden und braucht es Meister der Sprache, die das „Ohr am Volke“ haben, ohne trivial zu werden.

Eine besondere Schwierigkeit bietet der lateinische Kanon. Er läuft Gefahr, inmitten der mehr oder weniger lebendig mitvollzogenen volkssprachlichen Teile der Messe zu einer Insel der Langeweile zu werden. Beobachtungen bei Jugendlichen lassen darüber keinen Zweifel. Dieser Zustand könnte dazu verlocken, die Stille erneut mit Liedern, Gebeten und parallel vorgetragenen Kanonübersetzungen zu überdecken. Eine entsprechende Kürzung des lateinischen Kanons könnte diese Schwierigkeit vielleicht lösen. Müßte man nicht sogar die Möglichkeit in Betracht ziehen, den Kanon im Kinder- und Jugendgottesdienst in der Volkssprache zu beten? Sonst wird man aus psychologischen Gründen kaum darum herum kommen, die Jugendlichen mit irgendwelchem „Rankenwerk“ zu beschäftigen. Der Kindergottesdienst ist ohnehin ein noch kaum gelöstes Problem. Prof. Nastaincyk sprach in einem Vortrag vor Seelsorgern und Erziehern in München für eine verständliche und vollziehbare Form der Liturgie für Kinder aus. Die Kinderliturgie sei heute nicht mehr unbedingt eine mit Kindern, sondern von Kindern und für Kinder gehaltene Liturgie. Wenn es auch in diesem Gebiet noch keine Tradition gebe, dürfe man nicht einfach alles beim alten lassen und nicht vor Konsequenzen zurückscheuen. Nachdrücklich setzte sich Nastaincyk für familienfreundliche und familiengemäße Gottesdienste ein. Neben ihnen müßten gleichberechtigt Gottesdienst und Liturgie für Kinder stehen⁷⁷⁾.

wie diejenigen, die nicht mehr regelmäßig praktizieren“ („Gespräche zwischen Klerus u. Laien“, KIPA 19. 12. 1966. Der Artikel bezieht sich auf das Bistum Osnabrück).

⁷⁶⁾ Vgl. Krömler (s. Anm. 9 im „Heiligen Dienst“ 1/67)

⁷⁷⁾ Liturgie für Kinder – Irrtum oder Ideal? KIPA 23. Sept. 1966

Man kann sich tatsächlich mit guten Gründen fragen, ob denn die Liturgie im Altersheim und in der Jugendherberge genau dieselbe sein müsse. Kardinal König warnt zwar mit Recht davor, den Gläubigen zuzumuten, in verschiedenen Gotteshäusern völlig verschiedene Riten anzutreffen⁷⁸⁾. Aber könnte es neben der Gemeindeliturgie in berechtigten Fällen nicht eine gewisse Mannigfaltigkeit der Liturgie für die verschiedenen Altersgruppen geben? Auf alle Fälle sollten die liturgischen Texte und die Kirchenmusik auf die Altersgruppen Rücksicht nehmen. Eines schickt sich nicht für alle! Triviales gehört selbstverständlich nicht in die Kirchenmusik. Aber wer selber keine innere Beziehung zur modernen Musik hat, sollte hier nicht vorschnell urteilen. Die Jugend soll gehört werden und ihren Standpunkt zur Geltung bringen können, wie z. B. der Diözesanführungskreis der Wiener Katholischen Studierenden Jugend forderte⁷⁹⁾. Kardinal Camara fand wohl die richtige Mitte, als er die „Beatles-Messen“ zwar verbot, gleichzeitig aber erklärte, die Idee, für Junge eine spezielle Form der Liturgie zu finden, sei nicht zu verurteilen⁸⁰⁾. Die Vorstellung von einem „würdigen“ Gottesdienst verbindet sich bei uns wohl allzu einseitig mit gemessenen, fast militärisch zuchtvollen, klassischen Formen des Vollzuges. Rekonstruktionen des jüdischen Psalmengesanges ergeben ein wesentlich anderes Bild von gottesdienstlicher Würde! Aus Afrika schreibt ein Missionar: „Vielleicht können die Weißen von der afrikanischen Kirchenmusik manches lernen, was ihre starre Konzeption der eigenen Religiosität erneuern und ihre Liturgie umstürzen wird. Viele Missionare vertreten zumindest die Auffassung, daß der Tag kommen wird, an dem der sakrale Rhythmus Afrikas Europa revolutionieren wird⁸¹⁾.“ Allerdings wäre auch der Gregorianische Choral von einer mitreißenden Vitalität erfüllt, wenn er nicht vielfach so blutleer gesungen würde!

Eine echte Volksliturgie setzt selbstverständlich auch die liturgische Emanzipation und Integration der Frau voraus. Der Wunschkatalog, den die St. Joan's International Alliance im August 1966 in London diesbezüglich aufstellte, ist beträchtlich⁸²⁾.

Die Liturgie sollte ferner in irgendeiner Form neben der Sprache, der Musik und der Kunst auch das Schreibbedürfnis des modernen Menschen integrieren. Die schriftliche Devotion hat ja außerhalb des Gottesdienstes bereits gewaltige Ausmaße angenommen⁸³⁾. Ein Pfarrer in Offenburg scheint mir einen guten Weg gefunden zu haben: „Das ‚Gästebuch Gottes‘ hat Platz für jede Bitte, von wem sie auch komme. Verzweifelte und Verworfene, Betrüger und Betrogene, sie alle flehen in einer Offenburg Kirche Gott schriftlich um Hilfe und die Gemeinde um Fürsprache an. Der Pfarrer beschreitet mit dieser ‚Bittbuchaktion‘ einen neuen Weg der Seelsorge. Mehr als 5000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder — haben in den letzten vier Jahren dafür Zeugnis

⁷⁸⁾ „Wiener Diözesanblatt“, Sept. 1966

⁷⁹⁾ Pro und kontra Jazzmusik in der Kirche. KIPA 19. Okt. 1965 — Zum ganzen Problem vgl. Alfons Kirchgässner, *Der Mensch im Gottesdienst*, München 1966, 165 ff (Kap. über die Kirchenmusik); *Lothar Zanetti, Heiße Weisen*, München 1966, wo es S. 97 z. B. heißt: „Die besten der jungen Generation wollen auch den Gottesdienst nicht als eine Sache ansehen, die längst ohne sie festgelegt ist und die man weithin nur beibehält, weil es ‚immer so war‘. Sie haben erkannt, daß sie selber Kirche sind und den Gottesdienst mittragen und mitgestalten müssen.“

⁸⁰⁾ KIPA 29. Aug. 1966

⁸¹⁾ KIPA 16. Aug. 1966

⁸²⁾ Wünsche der Frauen an die Kirche. KIPA 5. Sept. 1966

⁸³⁾ s. Anm. 38 (in „Heiliger Dienst“ 1/67)

abgelegt. Die ‚Korrespondenz mit Gott‘ ist nun bereits drei Bände stark. Der Pfarrer läßt sich dieses Buch zum Sonntagsgottesdienst neben den Altar legen und schließt alle Bittsteller in das Gebet ein⁸⁴⁾.“ Gelegentlich wurden auch schon Versuche gemacht, das lebendige Bild, den Film, zur Unterstützung der Predigt in den Gottesdienst einzubauen. Die heutige Technik macht ja eine Verdunkelung unnötig^{84a)}.

2. Volksfrömmigkeit aus der Liturgie

Krömler schreibt am Schlusse seines Buches über den „Kult der Eucharistie“⁸⁵⁾: „Verfällt unnötiges Rankenwerk, so ist das kein Grund zur Trauer; sollte aber eine kommende Zeit altherwürdiges Brauchtum zur Auflösung bringen, so wäre das zweifellos mit ein Anzeichen, daß der eucharistische Glaube immer mehr aufhört, der Glaube des *Volkes* zu sein.“ Diese Sorge ist ernst zu nehmen. Aber sollte das Brauchtum nicht eher aus der Liturgie herauswachsen, statt sich um sie herum zu bewegen?

Vordringlich sollte die Liturgie aber zur privaten Bibellesung anregen. Nach einer deutschen Umfrage lesen weniger als die Hälfte aller kirchentreuen Katholiken (aber fast vier Fünftel aller kirchentreuen Protestanten!) außerhalb des Gottesdienstes in der Bibel⁸⁶⁾. Allerdings reicht dazu das bloße Vorlesen der für den heutigen Menschen oft völlig unverständlichen Schrifttexte nicht aus. Weniger Schriftlesung, dafür gründlich ausgelegt, wäre oft mehr!^{87a)}

Die Reaktivierung des Opferganges hat mancherorts erfreuliche Formen angenommen. So ist z. B. die Darbringung der „Opfersäcklein“ des „Fastenopfers“ in der Schweiz am Passionssonntag zu einem modernen Brauch geworden.

Auch die Erneuerung der Agape im Anschluß an die Eucharistiefeier hat neue Formen des Brauchtums erschlossen. So führte die Pfarrei St. Gallen-Winkeln am Fronleichnamstag ein pfarreiliches Volksfest durch, und die

⁸⁴⁾ Das Gästebuch des Gottes, in „Vaterland“ 1965/260, mit Bild.

^{84a)} Im lutherischen Institut der Sigunta-Stiftung in Stockholm wurde bei Modellgottesdiensten u. a. auch der Versuch gemacht, die ex tempore-Malerei und das Ballett in die Liturgie einzubauen. Vgl. „Liturgie-Experiment mit Malerei, Ballett, moderner Musik und atheistischer Lektüre“ KIPA 5. Okt. 1966. — In der erneuerten Liturgie verschiedener Missionsländer spielt der Kultanz bereits eine gewisse Rolle. Vgl. Walter Heim, Versuche zur Anpassung der Liturgie an die Eigenart der Völker, in „Heiliger Dienst“, 19 (1965), 173 f.

Im reformierten Zürcher Grossmünster führte Pfarrer P. Frehner mit einer Gospel-Gruppe ein interessantes Experiment durch. Im ersten Teil des Gottesdienstes wurde mit Hilfe von Ausschnitten aus dem Film „Abendmahlsgäste“ die Frage aufgeworfen: Wo bleibt Gott? Anhand der letzten Sequenz von Bernhard Wickis Film „Warum sind sie gegen uns?“ wurde versucht, Antwort auf die aufgeworfenen Fragen nach der Bedeutung von Weihnachten gestern und heute zu geben. Film, Lichtbild und Gospel-Songs waren organisch mit dem Thema verbunden und bildeten wesentliche Bestandteile dieses vorweihnachtlichen Jugendgottesdienstes. Um die Jugendlichen möglichst anzusprechen, verwendete Pfr. Frehner auch den Zürcher Dialekt. — Vgl. „Vaterland“ Nr. 1966, 292/9. — ⁸⁵⁾ s. Anm. 9 (im „Heil. Dienst“ 1/67).

⁸⁶⁾ Die Bibel — für Katholiken ein Buch mit sieben Siegeln. KIPA 26. Aug. 1966.
^{87a)} In einer Einsendung an die „Ostschweiz“ heisst es: „Was ‚nützen‘ z. B. die Lesungen, wenn sie im buchstäblichen und übertragenen Sinne nicht verstanden werden? Und sie können geistigerweise heute in einem grossen Teil des Kirchenvolkes noch nicht geistig verarbeitet werden ohne kurzen Kommentar, Hinweis, Einbau vor der Lesung.“ 1966, 285 Beilage „Christ und Welt“.

Zürcher Katholiken treffen sich an diesem Tag seit Jahren zu einem frohen Nachmittag bei Spiel und Sport^{87b)}.

Die biblische und liturgische Vertiefung der „Volksandachten“ macht Fortschritte. Der „Wortgottesdienst“ ist ein neues Element in der katholischen „Brauchlandschaft“. Einer Entrümpelung bedürften noch die „Andachten“ von Schwesterngenossenschaften. Sicher hat jeder Mensch das Recht auf ein Stück Kitsch. Es ist aber eine fragwürdige Sache, wenn Ordensfrauen die ihnen fehlende „weltliche“ Unterhaltung mit einem kitschigen Gottesdienst kompensieren!

3. Religiöse Bemäntelung der Welt?

Die kirchlichen Benediktionen sind jene Zone, in der sich Liturgie und Volksfrömmigkeit mehr als sonst verflechten. Gerade hier schleicht sich aber oft die volkstümliche Vorstellung ein, die Benediktion strahle sozusagen eine „Kraft“ aus und bewirke eine qualitative Verbesserung der gesegneten Dinge oder verscheuche das in den ungesegneten Weltdingen liegende Böse. Daß hier manichäische Auffassungen hineinspielen, liegt auf der Hand. Thomas Sartory macht in seinem Buch „Eine Neuinterpretation des Glaubens“⁸⁸⁾ nachdrücklich auf die Gefahr dessen aufmerksam, was er eine „Sakralisierung des Profanen“ nennt. „Das ist das typisch mittelalterliche Mißverständnis des Christlichen gewesen: ich brauche nur an Ritterweihe, Königssalbung und sakrale Kaiserkrönung zu erinnern. Eine Sakralisierung des Profanen ist gar nicht mehr möglich, wenn das Sacrum als abgegrenzter Bezirk mit seinen heiligen Orten, heiligen Zeiten, heiligen Personen, heiligen Gegenständen, heiligen Verrichtungen nicht mehr existiert (wie Sartory im Neuen Testament nachweist, d. Verf.). Entgrenzung des Sakralen bedeutet vielmehr: das Profane bleibt an seinem Ort — es bleibt irdisch, weltlich, alltäglich, und ist doch gerade als solches nicht außerhalb des Bereiches des Heiligen (nicht fern von Gott), weil es eben den abgegrenzten Bereich des Heiligen nicht mehr gibt“⁸⁹⁾.

In der neueren Kirchenarchitektur geht der Trend dahin, daß nicht das Gotteshaus die Gemeinde „machen“, sondern die Gemeinde das Haus prägen soll, um ein Wort von Gottfried Keller abzuwandeln. Nicht der „heilige Ort“ weiht die Gemeindeversammlung, sondern die Gemeinde den Ort.

Andererseits ist das Bedürfnis nach Bildern, Gewändern, Zeremonien und Symbolen, welche durch die Sinne den Geist bewegen und aus der Erdverhaftung lösen sollen, psychologisch berechtigt. Nur darf das alles nicht zu einer falschen Auffassung vom „Profanen“ führen, das gewissermaßen böse sei und zuerst „getauft“ werden müsse. Getauft werden muß unser Sinn, damit er die Weltdinge nicht widergöttlich mißbraucht! Es sollte deshalb der Eindruck vermieden werden, daß die Sakramentalien „ex opere operato“ wirken, welcher Begriff in volkstümlicher Auffassung ohnehin arg strapaziert wird⁹⁰⁾! Bei den

^{87b)} In Ebikon (Luzern) laden die Seelsorger an Ostern und am Patrozinium die Gottesdienstteilnehmer zu einem Aperitiv im Pfarreiheim ein. „Vaterland“ 1966/233, 18

⁸⁸⁾ Einsiedeln 1966

⁸⁹⁾ 103

⁹⁰⁾ Auf dem deutschen Katholikentag in Bamberg gab Otto Semmelroth SJ zu bedenken: „Der katholische Christ freue sich der Wirksamkeit ‚ex opere operato‘ und vergesse dabei leicht den personalen Anspruch des Sakramentes als Ausdruckszeichen des Heilswillens Gottes und bereitgelegtes Antwortzeichen des Menschen... Ein personales Ausdruckszeichen füllt sich nicht selbst mit Inhalt, und der Inhalt, den es hat, ist nicht ein für allemal wie in einem dinglichen Gefäß eingefüllt. Personale Ausdruckszeichen müssen vielmehr, wenn sie gesetzt werden, immer neu mit ihrem Inhalt gefüllt werden.“ „Herder Korrespondenz“ 20 (1966), 372

Sakramentalien müßten deshalb Bibellesung, Unterweisung und Gebet im Vordergrund stehen. Es ist sicher zu begrüßen, daß die Stubenkreuze und das Weihwasser zum beliebten katholischen Familienbrauchtum gehören. Aber die Vorstellung wäre falsch, diese religiösen Symbole erst machten den Raum zu einem christlichen. Sie sind eine Chance für das christliche Leben, können aber auch zu einer Gefahr werden, wenn man sie magisch auffaßt. Die Sakramentalien müssen unsere Sinne für den Glauben aufschließen, dürfen aber niemals zum Selbstzweck und zu einem unverständlichen Hokuspokus mit magischem Anstrich werden.

Das hellenistische Denken, in dem „die Mitteilung des Göttlichen an Menschen immer stofflich gedacht, beziehungsweise vorgestellt wird⁹¹⁾“, hat in der Volksreligion eine günstige Resonanz gefunden. So auch die hellenistisch bestimmte Interpretation des Abendmahls, wonach es der Christ mit „objektiv“ heiligen „Stoffen“ zu tun hat – mit Elementen (Brot und Wein), die „an sich“, durch Konsekration, heilig, ja göttlich geworden sind⁹²⁾. Dadurch verengte sich das Interesse der Gläubigen immer mehr auf die „Wandlung⁹³⁾“. Auch viele Geistliche heben die Konsekrationsworte übermäßig hervor oder ängstigen sich skrupulös damit ab. Und bei Konzelebrationen hat man oft den Eindruck, es handle sich um eine Sammlung einzelner Wörter und nicht um einen Abendmahlsbericht.

Daß das Abendmahl nicht nur die Einheit mit Christus in einzigartiger Weise intensiviert, sondern auch die Kommunikation der Gäste des Opfermahles unter sich, daß um den Altar die Gemeinde aufgebaut wird, davon weiß die Volksregion wenig, wie Tests des Verfassers ergaben. Auch das Bewußtsein von der intensiven Kommunikation mit Christus im gemeinsamen Gebet der Gläubigen und in den Liebeswerken fehlt weiterhin. Über den Individualismus bei der Beichte ist in letzter Zeit so viel geschrieben worden, daß es genügt, hier beiläufig darauf zu verweisen⁹⁴⁾.

Einer „Entsakralisierung“ und „Entmythologisierung“ bedarf das volkstümliche Bild vom Priester. Auch darüber ist in den letzten Jahren eine reichhaltige Literatur entstanden⁹⁵⁾. – Es wäre zu überlegen, ob der Priester die Eucharistie bei gewissen Gelegenheiten nicht doch im Alltagsanzug feiern dürfte – z. B. bei den „Hausmessen“ –, wie es die Arbeiterpriester in Frankreich teilweise getan haben.

Auch die Kirchensprache unterliegt der Gefahr der „Sakralisierung“ und damit der Lostrennung vom flutenden Leben, der Musealisierung. Der Hang des Menschen zum Konservativismus neigt dazu, das Altüberlieferte auch im sprachlichen Bereich als „würdiger“ anzusehen und ihm eine „Gestalttheiligkeit“ beizumessen, die ihm nicht zukommt. In einem Referat von der Katholischen Aktion der Männer Österreichs forderte Dozent Höfer, „die Verkündigung dürfe nicht in Bildern eines vergangenen Weltbildes oder in einer religiösen, mythischen Sprache erfolgen. . . Man finde heute oft den Schwerpunkt der Verkündigung in Klubräumen und Wirtshäusern, weil dort noch am ehesten

⁹¹⁾ Sartory (s. Anm. 88), 105

⁹²⁾ aaO 104

⁹³⁾ Vgl. Hans Bernhard Meyer, Die Elevation im deutschen Mittelalter und bei Luther, in „Zs. f. Kath. Theologie“ 85 (1963) 162 ff.

⁹⁴⁾ Vgl. Blasche (s. Anm. 50)

⁹⁵⁾ Z. B. Jacques Duesquesne, Die Priester, Wien 1966

in der Sprache und Mentalität des heutigen Menschen Zeugnis für den Glauben abgelegt werde⁹⁶⁾“.

4. Experimente und Organisation

Um die Liturgie vor einer musealen Erstarrung und dem Wesen des Glaubens widersprechenden „Gestalttheiligkeit“ zu bewahren, ist eine beständige Reform vonnöten. Sonst vermeint man nämlich schließlich, unter den alten und sakrosankten Formen und Formeln wirklich Gott zu *besitzen*. Dionysius Areopagita schrieb: „Gott bleibt verborgen, auch nachdem er sich offenbart hat, und damit ich die Sache auf eine der göttlichen Wahrheit entsprechende Weise spreche: selbst in der Offenbarung. Denn das Mysterium Jesu bleibt verborgen und kann durch keine Worte und keinen Gedanken uns preisgegeben werden; selbst wenn man es ausspricht, bleibt es unsagbar, und wenn man es in Gedanken faßt, bleibt es ungewiß⁹⁷⁾“.

Die beständige Liturgiereform muß verhindern, daß man „seinen Frieden“ mit den Formen und Formeln macht. Was eine Zeitungsleserin beklagt, ist leider nur allzuhäufig: „Die Leute wollen im besten Fall dem Sonntagmorgen eine gewisse Feierlichkeit verleihen, indem sie den Gottesdienst besuchen; oder sie meinen Gott damit gnädig stimmen zu können; oder sie wollen ihr Innenleben angenehm anregen lassen⁹⁸⁾“. Manche fühlten sich durch die Liturgiereform in ihrer „Andacht“ gestört. „Man lasse uns Katholiken unsere stille heilige Messe, in der man andächtiger beten und sich besser besinnen kann⁹⁹⁾“, heißt es in einer anderen Zeitungszuschrift. Nun ist die „Andacht“ sicher ein legitimes Bedürfnis der Frömmigkeit. Aber die Liturgie will mehr: die heilsame *Erschütterung* des Christen im Geiste der Bergpredigt. Wo die Gottesdienstformen museal wirken und die Gläubigen das Gefühl haben, „ich hab' mich so an dich gewöhnt“, da ist die Schocktherapie einer Reform vonnöten. Der Brauchkonservatismus im Gottesdienst, der sich den modernen Lebensbedürfnissen nicht mehr anzupassen weiß, kann andererseits zu einem übermäßigen Staudruck führen, der sich in einem fürchterlichen Dammbruch entlädt¹⁰⁰⁾.

Wenn es auch ein prominenter Kulturpolitiker ist, der schreibt: „Ob sich überhaupt in den großen Barockkirchen die neue Liturgie, zu der ich mich durchaus bejahend stelle, restlos und die Gläubigen beglückend wird durchsetzen können, wage ich mit anderen zu bezweifeln. Raum und Liturgie müssen eine Einheit bilden, sonst brechen sie auseinander¹⁰¹⁾“, so betrachte ich doch diese Konzeption als recht fragwürdig. Solche Kirchen wären wohl mitsamt ihrer Gemeinde museumsreif. Tatsächlich hängen nicht selten alte Kirchen wie

⁹⁶⁾ KIPA 18. März 1966

⁹⁷⁾ Ausgabe Endre von Jvanka, Einsiedeln, Johannes-Verlag

⁹⁸⁾ NZZ 1966/3576, 6

⁹⁹⁾ „Die Furche“ 1966/33, 17

¹⁰⁰⁾ Walter Gut schreibt bzgl. der kirchlichen Gesamtsituation: „Da die schon lange anstehende Anpassung und Erneuerung wohl zu lange aus einem der Sache nicht adäquaten, statischen Denken heraus künstlich zurückgehalten wurde, hatte sich ein Staudruck angesammelt. Dem Konzil . . . blieb nichts anderes übrig, als durch eine Art Dammbruch diesen Überdruck zu lösen“. In: Klerus, Laie – und das Konzil, „Vaterland“ 1966/203, Beilage „Kunst, Kirche, Kultur“.

¹⁰¹⁾ Philipp Etter, Das Bündnis der drei Doppeltürme, in „Die Ostschweiz“ 1966/209

Bleigewichte an den Pfarreien und lähmen den reformischen Schwung ganzer Diözesen. Bei der Restauration der barocken Klosterkirche von Pfäfers scheinen glücklicherweise andere Prinzipien vorzuherrschen: „Die Erfordernisse eines lebendigen liturgischen Gottesdienstes kommen oft einer strengen Kunstauffassung ins Gehege, die um jeden Preis konservieren will . . . Eine Kirche als Museum? . . . Es ist eine große Aufgabe, Tradition und Moderne in Einklang zu bringen, doch mit gutem Willen (und moderner Technik) ist dies zu bewerkstelligen¹⁰²⁾.“

Selbstverständlich hält kein Mensch eine andauernde Schocktherapie, eine beständige Erschütterung und Aufwühlung der Seele aus. Deshalb darf dem Volk kein permanenter Wechsel der liturgischen Formen zugemutet werden. Ein wildes Experimentieren verfehlt den Zweck. Aber es ist erfreulich, daß nun anscheinend in Testpfarreien sorgfältig geplante und kontrollierte Experimente gestattet sind. Das erschließt eine Möglichkeit zur ständigen Anpassung der Liturgie an die Bedürfnisse der modernen Gemeinde. Denn in einer Zeit, in der die kulturellen Lebensformen – auch die Volksbräuche – einen viel schnelleren „Umsatz“ aufweisen als zur Zeit der geruhsameren Agrar- und Handwerkskultur, wäre es eine Illusion, zu glauben, die Formen der in unserer Zeit erneuerten Liturgie könnten für 100 und mehr Jahre Bestand haben¹⁰³⁾.

Im übrigen können neue liturgische Formen dem Volk nicht einfach befohlen werden. In einer Zuschrift an den Verfasser beklagte sich ein Katholik, daß die ganze Vorbereitung auf die liturgischen Umstellungen in seiner Pfarrei darin bestanden habe, daß sie der Pfarrer am Sonntag vorher ankündigte. Man muß die Erneuerung zuerst mit dem Volk in Versammlungen, Vereinen, Diskussionsgruppen usw. eingehend durchbesprechen und ihm Gelegenheit zu Vorschlägen geben. Sodann ist – wie beim alten Volksbrauchtum, das ja auch nicht einfach automatisch funktionierte –, die Mitarbeit von Kerngruppen und „Brauchvermittlern“, angesehenen und einflußreichen Personen – nötig, die das Neue durchtragen und es populär machen. Ohne sorgfältige Organisation, wozu auch die sachkundige Arbeit in Presse, Funk und Propaganda gehört, kann man eine Neuerung nicht im Volk verwurzeln.

Die liturgische Erneuerung ist längst vor der offiziellen Sanktionierung durch die Amtskirche von „großen Einzelnen“ – wie Lambert Bodoin, Romano Guardini, Pius Parsch –, aber auch von den Gruppen, die sich um diese Persönlichkeiten sammelten, und von den volksliturgischen Zeitschriften und ihrem Kreis ins Volk hineingetragen und in weiten Schichten verankert worden. In den Dank an sie alle darf hier besonders der „Heilige Dienst“ eingeschlossen werden, der durch seine beharrliche Aufklärungsarbeit und seine Diskussionen Klerus und Laien verbunden und über die Landesgrenzen hinaus mitgeholfen hat, die Liturgie und ihre Erneuerung volkstümlich zu machen.

Immensee / Schweiz

Dr. Walter Heim SMB.

¹⁰²⁾ „Die Ostschweiz“ 1966/195

¹⁰³⁾ Zum Problem einer dem modernen Empfinden angepaßten Liturgiereform vgl. z. B. Thierry Maertens, Liturgische Bewegung am toten Punkt, Freiburg-Basel-Wien 1963; Cornelis Vos, Der Meßritus, Salzburg 1963. – In den Niederlanden gibt es offiziell beglaubigte Zentren, wo liturgische Experimente durchgeführt werden können (vgl. „Die katholische Kirche in Holland ist offiziell berechtigt, liturgische Experimente durchzuführen“, KIPA 5. Jan. 1967; über weitere Zentren vgl. Hans Bernhard Meyer, Lebendige Liturgie, Innsbruck 1966, 69 ff., Kap. „Experimentierfelder“)